

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 6

21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. März 1957

Zur Fastenzeit

Die offenen Augen des toten Gekreuzigten (zur Schrift von Aloys Grillmeier: «Der Logos am Kreuz». Zur christologischen Symbolik der älteren Kreuzigungsdarstellung): Ein dogmatischer Beitrag zum Symboldenken und zur Verwendung von Symbolen in den ersten christlichen Jahrhunderten — Eine Anregung für das künstlerische Schaffen und eine lebendige Pastoral unserer Tage.

Protestantismus

Die Bultmann'sche Theologie des Paradoxen in katholischer Sicht: 1. Bultmann's Anliegen ist ein positives aus drei Gründen — Sein Grundanliegen: die Paradoxie der neutestamentlichen Verkündigung — jede Glaubenswirklichkeit ist paradox — 2. Bultmann's Voraussetzungen: ein Kanon im Kanon — Ausgangskategorien: der Aufklärungsbegriff des Mythos — Bultmann's philosophische Anthropologie — die forensische Rechtfertigung — Konsequenzen solcher Voraussetzungen in der Christologie: Jesus Christus, das Ereignis je meines Heils — 3. Die katholische Antwort: Jesus Christus Person — Mythos und Mysterium — das Menschsein Gottes — 4. Das Fundament unseres Glaubens bei Bultmann verflüchtigt — Bultmann mehr als ein Liberaler?

Politik

Israel: Im Hintergrund der UNO... — Ein psychologisches Problem: die vertriebenen Araber und wie sie erhalten werden — ihre Empfindungen — Andererseits Israel: das Schicksal der Juden — seine heutige, bedrohte Lage — und Amerikas Politik im Vorderen Orient — Wem gehören lebensnotwendige Rohstoffe? — Vom Wandel der Begriffe...

Soziales

Betriebsklima in einem Grossbetrieb: Eine interessante betriebssoziologische Untersuchung an der Ruhr über das Betriebsklima.

Bücher

Bücher über Russland — Soziale Literatur.

Die offenen Augen des toten Gekreuzigten

1.

Es mag zunächst nur auf verständnisloses Kopfschütteln stossen, wenn man in Florenz in der Biblioteca Laurentiniana bei Besichtigung des berühmten Rabulas Codex eine Miniatur findet, in der Christus mit geöffneter Seitenwunde (also tot!) und deutlich weitgeöffneten Augen am Kreuz (also doch lebend?) hängt. Reist man dann weiter nach Rom, stösst man vielleicht im Vatikan auf ein Holzkästchen (das einst in der Kapelle Sancta Sanctorum war), auf dem sich ein Bild des Gekreuzigten mit den gleichen Merkmalen findet: durchbohrte Seite und grosse offene Augen, die geradeaus in die Ferne schauen. Vielleicht auch bemerkt man daselbst ein Mosaik der Kapelle Johannis VII. in Sta Maria Antiqua, das die gleichen Kennzeichen aufweist, und wird nachdenklich, was das etwa zu bedeuten habe. Die beiden ersten Beispiele stammen aus dem 6. Jahrhundert, das dritte aus dem achten. In allen drei Fällen ist Christus mit einem langen ärmellosen Gewand bekleidet, dem sogenannten «Colobium», das unter der rechten Achsel aufgerissen ist; Blut und Wasser treten heraus wie aus einer Quelle; die Gestalt Christi steht aufrecht, gleichsam schwebend am Kreuz, sie erweckt nicht den Eindruck eines Toten. Parallel sich entsprechend ist unter den Armen des Kreuzes der Speerhalter (Longinus) auf der einen, der Schwammhalter (Stephanon) auf der andern Seite zu sehen, die wiederum meist von Maria, der Mutter Jesu, rechts und von Johannes mit dem

Evangelienbuch im Arm links (von dem Gekreuzigten aus gerechnet) flankiert werden. Die beiden Schächer sind nackt (nur mit dem Lententuch); am Himmel stehen Sonne und Mond neben dem Haupt Christi.

Das alles erweckt in seiner sich stets gleichbleibenden Wiederkehr sehr stark den Eindruck eines festen Kanons der Kreuzigungsdarstellung, denn über die drei genannten hinaus lassen sich noch viele andere Bilder des gleichen Typus auf Elfenbeinskulpturen und Plastiken sowie in der Buchmalerei feststellen, bis ins 14., ja 15. Jahrhundert hinein. Daneben freilich gab es auch eine andere Art der Darstellung. Was aber erstaunt, ist, dass diese hier beschriebene Art der Kreuzigungsdarstellung die ältere zu sein scheint, ja sie ist, soweit wir das feststellen können, die älteste überhaupt.

Nun haben wir bereits eine ganze Menge Fragen beisammen, die unser Interesse im höchsten Grad beanspruchen und uns Perspektiven auf das alte Christentum ahnen lassen, die weit über eine «kuriose Mode» hinausgehen: Warum wird der Gekreuzigte erst so spät dargestellt? Warum in dieser offensichtlich nur halb realistischen Weise? Waren dafür praktische Gründe massgebend? War es ein künstlerisches Stilempfinden? Waren dogmatische Fragen vielleicht mit im Spiel? Und weil es sich hier offensichtlich nicht um Kunstwerke handelt, sondern um den Drang nach dem Bild im einfachen Volk (auf Kirchenmauern finden wir diese Darstellungen), so wittern wir vielleicht hier

einen Durchbruch zum Leben, ein Entrinnen der papierenen Formel.

Tatsächlich scheint es, dass zur Lösung dieser Frage: toter (durchbohrter) Christus mit trotzdem offenen Augen und siegreich schwebender Gestalt, die Kunstgeschichtler nicht ausreichen, so viel Gescheites sie auch stilgeschichtlich beobachtet und so liebend sie auch sich in die diversen geschichtlichen Milieus eingelebt haben. Es ist hier ein Punkt sichtbar und greifbar, wo sich Dogmatiker, Künstler, Geschichtler, Liturgiker die Hand geben müssen, und keiner kann auf seiner spezialisierten Wissenschaft davonreiten, aber alle können aus dieser Begegnung für ihr Spezialfach reichlichen Gewinn finden. Damit wird vielleicht sogar dieser alte Kanon der Kreuzigungsdarstellung zu einer Art Vorbild für die Begegnung aller christlichen Wissenszweige und zu einem Wegweiser für die heutige christliche Kunst.

2.

Damit haben wir den Grund genannt, der uns antreibt, ein kleines, vornehmes Bändchen, das nur 150 Seiten umfasst, unseren Lesern zum Ankauf in der Fastenzeit zu empfehlen. Es trägt den Titel: «Der Logos am Kreuz». Aloys Grillmeier, Professor der Dogmatik an der theologischen Hochschule in Frankfurt a. M., vor allem bekannt durch seine Arbeiten über das Chalzedonense, ist sein Verfasser.¹

Es hätte von manchen abhalten können, dieses Buch einem Kreis von Laien und Nichtfachleuten zu empfehlen: vorne steht ein zwei Seiten langes Sigel-Verzeichnis; am Ende ein etwa 200 Werke umfassendes Schrifttum-Verzeichnis, und mindestens weitere 50 Werke verstecken sich noch in den 258 Anmerkungen des laufenden Textes. Das alles erhöht natürlich den wissenschaftlichen Wert der Arbeit, aber es erschwert dem Nichtwissenschaftler die Lektüre. Trotzdem sollte sich keiner durch diesen «Apparat» abhalten lassen. Er kann ihn weitgehend auch ausser acht lassen, ohne dadurch der Ergebnisse und des Ertrages der Arbeit verlustig zu gehen.

Für Grillmeier ist diese Studie eine «Nebenfrucht» von theologischen Arbeiten auf dem Gebiet der altkirchlichen Christologie und der Konzilsgeschichte, für den Leser ist sie eine Einführung von grosser plastischer Kraft in das religiöse Leben der ersten christlichen Jahrhunderte. Und dies aus zwei Gründen: Erstens handelt es sich hier um das zentralste Bild des Christentums, das (wie die Einleitung sagt) «in seiner älteren Gestalt bis auf unsere Zeit immer noch mit einem Schleier verhängt» ist; zweitens beschreitet Grillmeier, um diesen Schleier zu heben, einen andern Weg als die bisherigen Lösungsversuche (deren es vor allem zwei gibt, die er als unzureichend einleuchtend dartut), indem er seinen «Sitz im Leben» der ersten christlichen Jahrhunderte zu erkunden versucht. Damit aber muss er notgedrungen weiter ausholen und sich mit dem Verhältnis der Christen zum Symbol und Bild von ihrem Christusglauben her ganz allgemein befassen (2. Kapitel); von da fortschreiten zur christologischen Symbolik im Glaubensbewusstsein des frühen Christentums (also lange bevor es Darstellungen des Gekreuzigten gab) zu noch nicht mit dem Pinsel gemalten Symbolen Christi im Schrifttum und zwar vor allem in populären Schriften. Der dogmatische Gehalt wird dabei oft weniger scharf umrissen, weil das Symbol nicht die Eindeutigkeit einer geschliffenen Formel besitzt, aber das Ringen nach lebendigem Ausdruck und das Eingehen geoffenbarter Wahrheit in die Seele des Volkes wird rührend unbeholfen, aber gerade dadurch umso eindrucksvoller sichtbar (3. Kapitel). Und hier erst führt Grillmeier die theologische Symbolik des Kreuzes ein, an die sich nun zwanglos auch die Kreuzigungsdarstellung in ihrem älteren Typus anschliesst (4. Kapitel). Diese drei Kapitel (zwei bis vier) bilden das Kernstück des ganzen Buches, sie umfassen allein 80 Seiten, während die vier

¹) Grillmeier Aloys, S.J.: «Der Logos am Kreuz. Zur christologischen Symbolik der älteren Kreuzigungsdarstellung.» Max Hueber-Verlag, München 1956.

anderen Kapitel zusammen nur 51 Seiten beanspruchen und den Rang von Einleitung und Anhängen einnehmen.

3.

Welches ist nun die Welt, in die wir hier hineinblicken? Man möchte meinen, die Hl. Schrift mit ihrer reichen Bildersprache, Symbolik, Typologie, Allegorie allein schon müsste den Christen anregen, auch zum gemalten Symbol fortzuschreiten. Nimmt man dazu die Menschwerdung Christi, so scheint es ganz selbstverständlich, dass nicht nur das Symbol, sondern auch das Bild in der Kirche eine Heimat finden musste. Aber so einfach war die Sache für die Christen der ersten Zeiten keineswegs. Gewiss hatte Paulus von Christus geschrieben, er ist das «Bild Gottes des Unsichtbaren» (Kol. 1, 15); und Johannes: «Das Wort ist Fleisch geworden und wir haben seine Herrlichkeit gesehen.» Man konnte und man hat daraus eine besondere Begründung für die Erlaubtheit des religiösen Bildes gemacht.

Aber es wirkte doch andererseits das so strenge Verbot an die Juden (Exod. 20, 4) noch mächtig nach. Dazu kam, dass Christus eben nicht «blosser» Mensch (*φιλὸς ἄνθρωπος*) war, und gerade das war ja der Kernpunkt des Christentums. Wie aber wollte man das Göttliche an Christus darstellen? Es ist schlechthin nicht darstellbar! Es war vor allem der gewaltige und leidenschaftliche *Epiphanius von Salamis*, der einen sehr handgreiflichen Kampf gegen die Bilder führte.

Nochmals darüber hinaus gehen mehr oder weniger origenistische Tendenzen, wie sie etwa *Eusebius von Caesarea* vertrat. War nicht die Knechtsgestalt Christi längst umgewandelt in das unaussprechliche und unbeschreibliche Licht, das Gott Logos selber zukommt? Was konnte da der Leib Christi, wie er vorübergehend gewesen war, noch an Interesse haben? Es hatte innerlich keinen Sinn. Es fehlte dieser Richtung an geschichtlichem Sinn.

Weiter aber: Wie hatte denn Christus überhaupt ausgesehen? Es wusste schon sehr bald niemand darüber Auskunft zu geben. Eine Überlieferung bestand nicht. Das Faktum allein ist schon höchst bezeichnend. Man hatte keine Beziehung zum «Äussern Jesu» in seiner geschichtlichen Erscheinung. Viel wichtiger als diese erschien eine seine Stellung und Aufgabe bezeichnende Vorstellung von ihm. Und nun treten wir in eine uns ganz sonderbar anmutende Kosmologie. Man stellte sich den Kosmos sphärenmässig aufgebaut vor. Wenn der Logos herabstieg, musste er alle diese Sphären durchschreiten, um in jeder die ihr entsprechende «Gestalt» anzunehmen. So entstanden mehr oder weniger phantasiereiche Abstiegs Erzählungen, die von der Gnosis beeinflusst waren: Die «Gestalt» Christi hat die Aufgabe, den Logos zu verhüllen. Die Feinde und der Teufel sollten es nicht bemerken, dass hinter der Menschheit sich die Gottheit verbarg. Nehmen wir zu diesem auch bei Kirchenvätern nicht seltenen Gedanken die oben erwähnte Nichtdarstellbarkeit des Göttlichen, also die frei gewählte Kenosis, die in der Menschwerdung liegt, und wir können vielleicht die Ansicht verstehen, Jesus sei ausgesprochen hässlich und ungestalt gewesen, die von erstaunlich vielen vertreten wurde, wenn auch aus verschiedenen Motiven: aus antignostischen Motiven (die sich gegen eine aus der Astralsphäre entlehene Leiblichkeit wandten), die man mit Stellen der Hl. Schrift zu belegen suchte: es war gar nichts Besonderes an ihm, sonst hätte es niemand gewagt, ihn anzurühren. Dazu kamen prophetische Stellen, wie Isaias 53 das Bild vom leidenden Gottesknecht; oder Psalm 22 («Doch ich bin nur ein Wurm und kein Mensch»). Andere sprechen vom hässlichen Jesus, um die innere Schönheit gegen die äussere Unscheinbarkeit zu kontrastieren. Andere suchen gerade in der Zeit der Verfolgung im hässlichen Jesus, im «Herrn im Elend» Trost.

Noch sonderbarer vielleicht mutet es uns an, wenn wir lesen, dass es eine Auffassung gab, nach der Jesus einem jeden

erschien «nach seiner Würdigkeit», schön oder hässlich, gross oder klein, so dass schliesslich die Gestalt Jesu nicht mehr fest auf der Erde stand. Auch hier waren theologische Überlegungen massgebend, die das, was am Tabor einmal geschah, gleichsam verallgemeinerten. Letztlich aber war das alles nur ein Ausfluss aus dem Ineinander von Gottheit und Menschheit, das man nicht zu fassen vermochte.

Natürlich gab es zumal im Volk nun auch das Bestreben, trotz aller «Unmöglichkeit» trotzdem auch das Göttliche irgendwie in eine Vorstellung einzufangen. Man war sich bewusst, dass dies nicht gleichwertig geschehen konnte und so griff man denn zum andeutenden und über sich hinausweisenden Zeichen, zum Symbol. So sprach man von Visionen Christi als besonders grossem Mann, der seine Umgebung um Haupteslänge überragte, oder der mit seinem Haupt durch das Firmament stiess. Der Herr wird zum «Riesen». Das hat mit der geschichtlichen Gestalt gar nichts zu tun, es ist rein symbolisch gemeint. Dann entlehnt man aus der Antike Symbole der Gottheit, «Jugendliche Schönheit» zum Beispiel, die als Beweis und Zeichen des Göttlichen galt. Aus der Helios-Symbolik der Antike entlehnt man all die Züge, die nun auch Christus hell und licht machen. Der jugendlich apollinische Logos-Hirte entspringt dieser symbolisierenden Tendenz. Das Gebet nach Osten, die Ostung der Kirche entspringen einer solchen Umdeutung des Sonnensymbols auf Christus. Christus wird der «Sol invictus», die nicht bezwingbare Sonne; er wird zum Phönix, weil die Antike die Sonne unter dem Bild eines Vogels darstellte. Er wird auch zum Fisch, weil der Fisch «immer offene» Augen hat. Das niemals Schlafen ist aber ein göttliches Symbol. Das Auge der griechisch-römischen Götter ist stets offen. Sie schlafen nicht, sie «blinzeln» nicht. Nebenbei: auch bei den Buddhisten ist das «Nicht-die-Augenschliessen» eine Gottesbezeichnung. So wird auch der Löwe ein Symbol Christi, weil man glaubte, er schliesse auch im Schlaf die Augen nicht.

Das Problem aber war, gerade bei Christus sowohl das echte und unbezweifelbare Menschsein wie auch das Göttliche zugleich zur Darstellung zu bringen. Jede andere Vorstellung – wir stehen in der Zeit der christologischen Auseinandersetzungen – konnte nur zu leicht nach der einen oder der andern Seite missdeutet werden. Grillmeier zählt eine ganze Reihe solcher oft unbeholfener Symbolversuche auf: Den Pflug mit seiner Verbindung von Holz und Eisen oder die Axt, den ewigen Berg mit dem neuen Tor darin und viele andere mehr. Das schönste Symbol für diese Verbindung von Gottheit und Menschheit ist dem alten Christentum sicher im Logos-Hirten gelungen: Die jugendliche, aufrechte Gestalt des Hirten wird hier Symbol des Logos; das auf seinen Schultern ruhende «Lamm» zum Symbol der Menschennatur Christi und zugleich der ganzen durch ihn erlösten Menschheit. Ein anderer möglicher Weg war eine real-symbolische Darstellungsweise. Ein historisches Faktum des Lebens Jesu wirklichkeitsgetreu dargestellt und doch durch eine Symbolik auf die Gottheit hinweisend. Hier sind wir nun bei der Deutung der älteren Kreuzigungsdarstellung angelangt.

4.

Man muss sich dieses ganze mühsame Ringen und Tasten der ersten Christenheit vor Augen halten, wenn man Grillmeiers Beweisführung würdigen will. Man wollte wesentliche verkündende Glaubensaussagen machen. Das ganze Christentum in seinen wesentlichen Punkten wollte man darstellen. Man hatte noch keine ausgetretenen Pfade der Aussage, keine abgegriffenen Formeln, man machte Anleihen beim Heidentum und suchte sie umzuprägen. Ohne Symbolik war dabei gar nicht auszukommen. Ein rein historisches Christusbild hatte für diese Christen keinen Wert und ein allzu symbolisches war ebenfalls gefährlich: man stand in der Zeit der christologischen Auseinandersetzungen! Grillmeier findet nun in einem christ-

lichen Tierfabelbuch, dessen Entstehung nach Petersons Beweisführung erst am Ende des 4. Jahrhunderts liegen kann, das aber nachher – trotz seiner versteckten manichäischen Tendenz – eine ganz ungewöhnliche Verbreitung bis ins 11. Jahrhundert und darüber hinaus fand und das auf die Phantasie der Menschen zumal in Literatur und Kunst bis ins Mittelalter tief eingewirkt hat, dem sogenannten Physiologus, gleich am Anfang ein Löwengleichnis, das sich wie ein Kommentar zur Kreuzigungsdarstellung des Rabulastyps ausnimmt. Dem Löwen werden darin drei Eigenschaften zugeschrieben, die auf Christus angewandt sind. Die zweite lautet also:

«Wenn der Löwe in seiner Höhle schläft, wachen seine Augen; denn sie sind offen.» Und in den Cantica bezeugt Salomon und spricht: «Ich schlafe, aber mein Herz wacht» (Cant. 5, 2). So schläft zwar der Leib meines Herrn am Kreuz, seine Gottheit aber wacht zur Rechten des Vaters. «Denn nicht schlummert oder schläft der Wächter Israels» (Ps. 121, 4). Der hl. Eulogius von Alexandrien verdeutlicht diesen Abschnitt: «Warum hält der Löwe im Schlaf die Augen offen? Damit er dadurch das Christusmysterium versinnbildet, wie die Schrift sagt: Er liess sich nieder und schlief wie ein Löwe. Wie nämlich der Löwe auch im Schlaf die Nahekommenden erschreckt und fliehen macht, indem er die Augen offen hält und in Wahrheit zu sehen den Anschein erweckt, so auch unser Herr Christus, da er am Kreuz als Mensch ein wenig schlief, den Todesschlaf, als Gott aber die Augen der Gottheit offen hielt. So erschreckte er die Reihen der Dämonen, da er die Augen im Schlaf offen hatte.»

Mit vielen weiteren Belegstellen vermag es sodann Grillmeier höchst wahrscheinlich zu machen, dass tatsächlich zwischen diesem Gleichnis des Physiologus und der älteren Kreuzigungsdarstellung eine Beziehung herrscht, wenn er auch direkt nicht nachweisen kann, dass diese von jenem abhängt. Damit wären also die offenen Augen, ebenso wie die schwebende Gestalt Symbole der Gottheit, die auch mit dem toten Christus noch vereint blieb und wir hätten es hier mit einer eigentlich dogmatischen Aussage zu tun, die durch eine real-symbolische Darstellung erreicht wird.

5.

Uns liegt gewiss das offene Auge als Sinnbild der Gottheit nicht mehr so nahe – aber den Christen der ersten Jahrhunderte war es ein vertrautes Zeichen, selbst abgesehen vom Physiologus.

Wie dem aber auch sei: Es scheint uns, dass auch unsere christliche Kunst heute mit Recht wieder darauf aus ist, den Glauben in seinen wesentlichen Zügen zur Darstellung zu bringen, den Glauben an den Gottmenschen. Auch wir stehen an einem Neuanfang und die gebräuchlichen Symbole wollen uns kein rechter Ausdruck mehr scheinen unserer seelischen Lage. Wir machen vielleicht ungeschickte Versuche, die oft nicht verstanden, oft als nicht passend abgelehnt werden. Unsere Künstler mögen sich trösten – ein Blick in Grillmeiers Buch wird ihnen zeigen, dass es in den ersten Jahrhunderten nicht anders war. Er bringt ein Beispiel, das zeigt, wie auch die Kreuzigungsdarstellungen des Rabulastyps später nicht mehr verstanden wurden, wie manche Symbole sehr unbeholfen, manche auch missglückt waren und nur wenige sich zu überzeitlicher Gültigkeit erhoben. Aber das hindert nicht, dass trotz der gleichbleibenden christlichen Lehre der christliche Künstler jeder Zeit neu nach christlichen Symbolen wird streben müssen, um vom Empfinden und der Ausdrucksweise seiner Zeit her die an sich nicht fassbaren Wirklichkeiten sinnbildlich zum Ausdruck zu bringen. Nicht nur das, sondern der stets neuen geschichtlichen Inkarnation Gottes im Menschen, die freilich nur auf Grund jenes geschichtlichen Gottmenschen sich weiterpflanzt, ist jeweils ein künstlerischer Ausdruck zu geben. Eine Aufgabe, die notwendigerweise nie gelöst werden kann durch reine Realistik und nie durch reine Symbolik, sondern die stets in der Spannung dieser beiden künstlerischen Ausdrucksmittel bestehen muss, andeutend den Menschen auf dem Weg, den Erlösten, dessen Erlösung noch nicht offenbar ist.

M. G.

Die Bultmann'sche Theologie des Paradoxen in katholischer Sicht

Vorbemerkung: Der Einfluss des protestantischen Neutestamentlers Prof. R. Bultmann mit seinem Programm der Entmythologisierung des Neuen Testaments ist in der heutigen Schrifterklärung und Bibeltheologie weithin zu spüren, vor allem innerhalb des Protestantismus. Die «Orientierung» kam schon 1952, Nr. 16, und 1957, Nr. 3, auf Bultmann zu sprechen. Im folgenden Artikel, der im wesentlichen ein Referat an der Heidelberger Universität wiedergibt, nimmt ein französischer «Bultmann-Spezialist» zu dem Grundanliegen des Marburger Professors Stellung. R. Marlé ist bereits bekannt durch sein gründliches Buch «Bultmann et l'interprétation du Nouveau Testament», das 1956 in der Sammlung «Théologie» der Lyoner Jesuiten herausgekommen ist¹.

In den zahlreichen Diskussionen, die anlässlich der Bultmann'schen Forderung der Entmythologisierung des Neuen Testaments stattfanden, hat man nicht immer genug bemerkt oder nicht immer genug hervorgehoben, dass das Anliegen Bultmann's, auch bei diesem beunruhigenden Programm der Entmythologisierung, ein Positives ist.

Das Anliegen Bultmann's ist erstens deshalb ein positives, weil er berechtigte Ansprüche der Kritik und der Wissenschaft zur Geltung bringen will, weil er also will, dass wir Menschen des 20. Jahrhunderts mit unserem Glauben ins klare kommen und dass wir in unserer Verkündigung ehrlich sind. Das Anliegen Bultmann's ist auch deshalb positiv, weil er dem neuen Testament gegenüber, auch mit seinem Entmythologisierungsentwurf, kein Substraktionsverfahren anwenden, sondern eine Methode der Hermeneutik (wissenschaftliche Auslegung) vorschlagen will, die dem Glauben dienen soll. Das negative Moment seines Verfahrens ist wohl nur zur Götzenabschaffung bestimmt, die immer der erste Schritt zum Glauben ist. Vor allem ist aber das Anliegen Bultmann's deshalb ein positives, weil er eine bestimmte Theologie darlegen will, die ihm die einzig christliche, dem Neuen Testament entsprechende Theologie zu sein scheint. Die Grundabsicht dieser Theologie möchten wir hier ins Auge fassen.

Die Theologie Bultmann's kann man wohl als Theologie des Paradoxen kennzeichnen. Betrachten wir seinen Vortrag über die Entmythologisierung als einen programmatischen Vortrag – und das dürfen wir wohl –, dann können wir bemerken, dass das Ganze auf der Hervorhebung dieses Paradoxiecharakters des Glaubens gründet. Bultmann schliesst seinen programmatischen Vortrag mit folgenden Worten: «Indem wir es (also das Heilsgeschehen), das mythologische Gewand abstreifend, als solches (d. h. als geschichtliches Geschehen in Raum und Zeit) darstellten, meinten wir gerade der Intention des Neuen Testaments zu folgen und die Paradoxie der neutestamentlichen Verkündigung zu ihrem vollen Recht zu bringen; die Paradoxie nämlich, dass Gottes eschatologischer Gesandter ein konkreter historischer Mensch ist, dass Gottes eschatologisches Handeln sich in einem Menschenschicksal vollzieht, dass es also ein Geschehen ist, das sich als eschatologisches nicht weltlich ausweisen kann. Es ist die Paradoxie, die in jenem ‚er entäusserte sich selbst‘ formuliert ist, oder in dem ‚er, der Reiche, ward arm‘; in dem ‚Gott sandte seinen Sohn in der Gestalt des Sündenfleisches‘; in dem ‚er ward offenbar im Fleisch‘; endlich klassisch in dem ‚das Wort ward Fleisch‘.» Und Bultmann besteht darauf, im Zusammenhang mit dieser Grundauffassung des Heilsgeschehens haben wir auch eine durchaus paradoxe Auffassung jeder Glaubenswirklichkeit. Er fährt fort: «Wie der, in dem Gott gegenwärtig handelt, durch den er die Welt mit sich versöhnt hat, ein wirklicher historischer Mensch ist, so ist das Wort

Gottes nicht ein mysteriöses Orakelwort, sondern nüchterne Verkündigung der Person und des Schicksals Jesu von Nazareth in ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutsamkeit, verständlich als ein geistesgeschichtliches Phänomen, hinsichtlich ihres Ideengehaltes eine mögliche Weltanschauung; und doch macht diese Verkündigung den Anspruch, das eschatologische Wort Gottes zu sein. Die Verkündiger, die Apostel: Menschen in ihrer historischen Menschlichkeit verständlich! Die Kirche: ein soziologisches, historisches Phänomen; ihre Geschichte historisch, geistesgeschichtlich verständlich! Und dennoch alles eschatologische Phänomene, eschatologisches Geschehen! All diese Behauptungen, ein «Ärgernis» (σκάνδαλον), das nicht im philosophischen Dialog, sondern nur im gehorsamen Glauben überwunden wird. Alles Phänomene, die der historischen, der soziologischen, der psychologischen Betrachtung unterliegen, und die doch für den Glauben eschatologische Phänomene sind. Gerade ihre Nichtausweisbarkeit sichert die christliche Verkündigung vor dem Vorwurf, Mythologie zu sein. Die Jenseitigkeit Gottes ist nicht zum Diesseits gemacht, wie im Mythos, sondern die Paradoxie der Gegenwart des jenseitigen Gottes in der Geschichte wird behauptet: ‚Das Wort ward Fleisch‘.»

*

Diese Theologie Bultmann's, die wir also als Paradox-Theologie kennzeichnen können, will der richtigen Interpretation des neutestamentlichen Kerygmas (Verkündigung) entsprechen. Sie ist aber nicht voraussetzungslos. Sie geht hervor aus einer Herausarbeitung des Neuen Testaments, nach welcher einige Teile der Hl. Schrift zu einem Kanon innerhalb des Kanons gemacht werden, während andere Teile des Kanons nach seiner Meinung des richtigen Glaubens ermangeln.

Voraussetzungen findet man wohl auch in den Kategorien, von denen Bultmann ausgeht und die er in seiner Theologie entwickelt. Wir wollen zum Beispiel nur jene Kategorie des Mythos erwähnen, die einen so grossen Platz einnimmt, nicht nur in dem Vortrag der Entmythologisierung, sondern wohl in seinem ganzen Werk. Die Arbeit der Doktoren Hartlich und Sachs über *den Ursprung des Mythosbegriffes in der modernen Bibeldwissenschaft* zeigt unter anderem, dass Bultmann durch den Gebrauch dieses Begriffes an eine ganze Tradition anknüpft. Wir können hinzufügen, diese Tradition entspringt der Aufklärung. Bultmann ist ja, trotz seines sehr modernen Pathos, von der Aufklärung sehr abhängig und geprägt. Man muss gewiss richtig verstehen, wenn er der mythischen Weltweise die moderne, wissenschaftliche gegenüberstellt. Wir müssen zugeben, dass unsere Welt nicht in allem dieselbe ist, wie die Welt der ersten Christen, dass unsere Kritikfähigkeit, ja unsere Forderungen an die Kritik viel grösser geworden sind und eben dieselbe Kritik mehr als eine Vorstellung verändert hat. Noch interessanter ist das, worauf Bultmann präziserweise hinweist, dass das Neue Testament zum grössten Teil in der Begrifflichkeit des gnostischen Mythos und der jüdischen Apokalyptik gedacht und ausgedrückt ist, wenn man auch diese Interpretation diskutieren kann. Unhaltbar ist aber der Radikalismus des Gegensatzes, den Bultmann zwischen unserer Denkweise und der Denkweise der ersten Christen aufstellt. Es erinnert an die berühmten Thesen von Levy-Brühl über das vorlogische Denken der Primitiven, die Henri Bergson zum Beispiel glänzend widerlegt und die Levy-Brühl selbst in seinen letzten Tagebuchaufzeichnungen ehrlich widerrufen hat. Inzwischen hat man die unentbehrliche und fruchtbare Rolle wieder entdeckt und zum Vorschein gebracht, die die bild- und symbol-

¹ Aubier, Editions Moutaigne, Paris. Frs 600.—.

hafte Denkweise spielt, um zu irgend einer Kenntnis zu gelangen von jenen Wirklichkeiten, die nicht zur Welt des Verfügbaren oder des Instrumentalen gehören. In diesem Zusammenhang besteht man heute viel mehr als je auf der unantastbaren Bedeutsamkeit des Mythos und auf dessen immer positivem, immer originalem Inhalt. Wir wollen hier nur auf die Werke von G. van der Leeuw oder Mircea Eliade hinweisen. Auch wenn die Kategorien, mit welchen Bultmann seine Theologie entwickelt, nur aus praktischen Gründen angewandt sein mögen und trotz eines unleugbaren Schwankens seines Gedankens entsprechen sie doch einer ganz bestimmten Erkenntnistheorie und bestimmen seine ganz eigene theologische Richtung schon im voraus. Wenn nämlich ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen der Welt der Apostel und der unsrigen klafft, wenn wir uns die Denk- und Ausdrucksweise des Neuen Testaments durchaus nicht zu eigen machen können, und sie ganz verändert werden muss, um bei uns Glauben zu erwecken, dann kann der Glaube der Apostel unserem Glauben gegenüber höchstens Veranlassung (*occasio*) sein. Nach Bultmann's System kann aber unser Glaube nicht auf dem Glauben der Apostel fundiert sein, auch nicht von ihm zehren. Wir stehen allein dem alleinigen Gott gegenüber.

Eine andere Voraussetzung der Theologie Bultmann's ist in seiner – sagen wir philosophischen Anthropologie gegeben, vor allem in seiner Auffassung der Geschichte. Darauf hat besonders Heinrich Ott in seinem Buch, *Geschichte und Heilsgeschichte in der Theologie Rudolf Bultmann's*, treffend hingewiesen. Wir können diese Frage selbstverständlich nicht ausführlich erörtern. Wir dürfen aber wohl behaupten: auch wenn noch keine befriedigende Theologie der Geschichte verfasst worden ist, so kann man doch das Phänomen Geschichte nicht vollständig erklären durch die Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins. Es liegt dabei, bei Bultmann wie bei Gogarten und andern, ein Kurzschluss vor. Treffend schreibt Gerhard Ebeling: «So sehr die Geschichtlichkeit der Existenz verweist auf das je und je zur Entscheidung stehende Selbstverständnis des Menschen, der zwischen Vergangenheit und Zukunft seine Gegenwart ergreift, so wenig ist doch damit allein schon das Phänomen Geschichte erfasst. Die Geschichte verweist ja nun gerade auf jene überindividuellen Zusammenhänge, die der konkreten Existenz jeweils schon vorausgegeben sind, die den konkreten geschichtlichen Ort dieser Existenz bestimmen und die damit gewissermassen das Material ihrer Entscheidung darreichen. . . » Ob diese Ideen bei Ebeling selbst immer zur Geltung gebracht werden, können wir hier dahingestellt sein lassen. Man kann aber kaum bestreiten, dass diese überindividuellen Dimensionen der menschlichen Geschichte bei Bultmann – trotz einiger Hinweise auf ein Miteinandersein – sehr vernachlässigt sind. Die Konsequenzen dieser anthropologischen und ontologischen Auffassung gleichen denjenigen, die aus seinen wesentlichen Denkkategorien entspringen. Der Glaube und das religiöse Schicksal des Menschen überhaupt begegnen nur in einer höchst individuellen und immer neu zu fallenden Entscheidung, ohne dass er ein Milieu in Betracht zieht. Man kann übrigens leicht verstehen, dass die Bultmann'schen Voraussetzungen, welche die menschlichen Denk- und Ausdrucksweisen betreffen, und diejenigen, die seine Anthropologie vorherbestimmen, aufeinander angewiesen sind, da Wort und Mensch zusammengehören.

Eine letzte Voraussetzung der Theologie Bultmann's bleibt noch zu erwähnen. Es könnte sogar von mehr als Voraussetzung die Rede sein, da wir schon hier das Herz dieser Theologie betasten. Ich meine die Theorie der forensischen Rechtfertigung und des rein «eschatologischen» Ereignisses des Glaubens. Wir können von einer «Voraussetzung» sprechen, weil diese Theorie unseres Erachtens der gesamten Lehre des Neuen Testaments nicht entspricht. Wir haben schon angedeutet, wie frei Bultmann das Neue Testament behandelt. Übrigens kann nicht diese schwierige Frage getrennt debattiert

werden. Wir wollen nur damit die immer gleiche Gedankenrichtung hervorheben, die man in der Theologie Bultmann's findet und nach welcher wir immer vor Brüchen stehen und alle Vermittlungen abgelehnt sind. Diese Theorie der forensischen Rechtfertigung und des rein «eschatologischen» Ereignisses des Glaubens heisst ja nichts anderes, als dass das Heilsgeschehen sich nur jenseits jeder Realität dieser Welt ereignen kann und dass jede Realität dieser Welt eigentlich überhaupt nichts damit zu tun hat. Das ist gerade der Grundgedanke, der mit dem Bultmann'schen Begriff des Paradoxen zum Ausdruck kommt.

Vielleicht können wir uns also fragen: Welche unter diesen verschiedenen Voraussetzungen, die eng zusammengehören, ist die entscheidendste, was ist als Ursache anzusehen, was als Konsequenz: die benutzten Kategorien, die philosophische Anthropologie, auf die Bultmann sich beruft, oder eine eng lutheranische Theologie? Es ist aber nicht sicher, dass eine Antwort auf diese Frage überhaupt zu geben ist. Man kann wohl sagen, alles ist dabei wechselseitig Ursache, Konsequenz, besser: Symptom. Wir wollen lieber ins Auge fassen, wohin diese bei Bultmann stark systematisierte Theologie des reinen Paradoxen konsequenterweise führt.

*

Die Frage, wohin die Paradox-Theologie Bultmann's führt, umständlich beantworten zu wollen, würde beanspruchen, dass man sein ganzes System darlegt. Da aber jede christliche Theologie in der Christologie gründet und zusammengefasst ist, können wir uns wohl auf dieses Gebiet beschränken. Wir wollen sogar nicht in die sehr umstrittene Frage der Interpretation des Kreuzes und der Auferstehung bei Bultmann eingehen, wenn diese Frage auch für ausschlaggebend zu halten ist. Wir wollen bloss in Betracht ziehen, was überhaupt Christus für Bultmann eigentlich ist. Besonders interessant ist in dieser Beziehung seine Stellungnahme gegenüber dem christologischen Bekenntnis des ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam, nach welchem Christus als Gott und Heiland zu bekennen wäre. Dieses Bekenntnis will Bultmann weder annehmen noch ablehnen. Er ist der Meinung, dass es zugleich zuviel und zu wenig heisse und dass die wichtige Frage erst anhebe, wenn man fragt, was diese beiden Worte hier eigentlich heissen. Er selbst würde lieber nach dem Johannesevangelium Christus bekennen als «Wort», und als solches auch als Gott.

Wir haben aber schon angedeutet, was Bultmann für eine eigene Auffassung hat vom Wort im allgemeinen. Das Wort Gottes, das Christus ist, soll überhaupt nicht als die Mitteilung eines Gedankens, eines Geheimnisses verstanden werden, sondern nur als die Machtäusserung, als die kraftvolle Tat Gottes, die jeden Glaubenden in eine ganz neue Situation stellt. Dieses allmächtige Wort wird auch gewiss zum Licht für den Menschen, der von ihm getroffen ist, aber erst konsequenterweise in dem Mass, als ihm erst dann die Möglichkeit des Verständnisses seiner selbst eröffnet wird. Das Wort Gottes, das Christus ist, ist aber in sich selbst und wesentlich Tat, Ereignis, die Tat, das Ereignis je meines Heiles. Jesus Christus, schreibt Bultmann, «ist die eschatologische Tat Gottes», die mir in der Verkündigung der Kirche begegnet.

*

Nach der katholischen Theologie ist wohl auch der Glaube an Christus als dem «Wort Gottes» mehr als die blossе Annahme einer intellektuellen Lehre. Jesus Christus ist für uns bestimmt mehr als ein Lehrer, mehr als eine grosse Gestalt der Geschichte. Das Wort, das Er ist, ist ja ein lebendiges Wort. Es folgt aber daraus nicht, dass er bloss «Tat», «Ereignis» ist. In Ihm finden wir mehr als die Tatsache, dass Gott gehandelt hat. Das Wort Gottes ist für uns ja, wie jedes Wort überhaupt, ein Zeichen oder eine Fülle von Zeichen, beziehungsweise jene Fülle, durch welche Gott sich von seinem Volk wirklich erkennen liess und

sich ihm gegenwärtig machte, durch welche er aber auch unseren Geist und unsere Herzen fortdauernd unterstützt, gestaltet, umkehrt und zu sich emporhebt. All diese Zeichen sind auf einen einzigen Mittelpunkt zurückzuführen. Dieser Mittelpunkt ist aber nicht nur eine Tat, ein Ereignis, er ist auch seinem Wesen nach eine Person: die Person des fleischgewordenen Wortes, die sich uns Menschen am Kreuze hingegeben hat. Wenn unsere Begegnung mit Jesus Christus immer wohl ein existentielles Ereignis ist, das Ereignis der Gnade Gottes, so ist sie doch immer zuerst und wesentlich die Begegnung mit einer Person und deren Anerkennung. Das Paradox, wenn man sich so ausdrücken will, das ja zum Ärgernis für das «Fleisch» wird, liegt darin, dass diese Person zugleich wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist. Bevor aber dieses Ärgernis vom Glauben, der zwar allein imstande ist, die paradoxe Verbindung der Gottheit und der Menschheit in Jesus Christus anzuerkennen, überwunden wird, besteht diese Verbindung in der Einheit der Person des fleischgewordenen Wortes. Und erst innerhalb dieses Geheimnisses entwickelt sich jeder Glaube. So hat die katholische Kirche immer das Mysterium Jesu verstanden. Wie sie die notwendige Unterscheidung der beiden Naturen dessen, der zugleich wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist, hat sie fortdauernd genau so fest die bestehende Einheit des fleischgewordenen Wortes verteidigt. Dadurch wollte sie sich im voraus gegen jede Vermischung, wie sie etwa im Mythos vorkommen könnte, wie auch gegen die verhängnisvollen Konsequenzen einer Theologie des reinen Paradoxen hüten.

Nicht Mythologie heisst das alles, sondern – um ein Wort der Tradition wieder aufzunehmen: Mysterium. Wird dieses Mysterium nicht angenommen, dann wird auch die Offenbarung des Neuen Testaments nicht ganz bewahrt und jeder echt christliche Glaube wird schwer bedroht.

Es ist bedeutungsvoll, dass in der Theologie Bultmann's das Zeugnis der synoptischen Evangelien einen sehr geringen Platz behält. Es ist ja klar, dass gerade in den synoptischen Evangelien die personale Gestalt, die «Humanitas» Jesu geoffenbart wird. Diese personale Gestalt ist ja für den Glauben genau so wichtig, wie das Geschehen der Auferstehung selbst. Wie geheimnisvoll auch immer dieses Geschehen sein mag, so heisst es wenigstens: derselbe Jesus ist es, dem die Jünger während seines irdischen Lebens gefolgt sind, und den sie nach seinem Tod lebendig gesehen haben. Gewiss, eine ganz neue Beziehung zu ihm wurde dann hergestellt, da diese Beziehung gerade über den Tod hinaus aufrecht erhalten werden sollte. Aber diese Beziehung betrifft dieselbe Person.

Die «Humanitas» unseres Gottes und Heilandes bringt also für uns mehr als Spekulation über die metaphysische Natur Christi zum Ausdruck. Auch wenn sie einmal in mythischer Gestalt ausgedrückt wird, hat sie mit irgend einem Mythos nichts zu tun. Sie ist das Fundament, das Unterpfeiler, die Speise des mit Geschichte und Existenz innigst verbundenen Glaubens. Der Gott, an den wir glauben, erwartet uns nämlich nicht nur am Ende dieser Geschichte und dieser Existenz; er begegnet uns nicht nur auf Grund einer Verkündigung, die alle bloss menschlichen Worte verurteilt; er triumphiert nicht nur auf der Ruine seiner Schöpfung. Im Gegenteil hat er seinen Sieg im Fleisch selbst errungen, und dieser Sieg bezeugt sich weiterhin im Fleische. Er schiebt nicht sein Leben dem unseren unter; von innen aus gestaltet er dieses Leben um, genau so, wie sein allmächtiges Wort nicht nur im Brot vorhanden ist, sondern das Brot durch sein Wort verwandelt. So ist der gestorbene und auferstandene Leib unseres Gottes das lebendige Prinzip, auf das sich ein menschlich-göttlicher Bau aufrichtet, eine Fülle des Sakramentalen, die hiermit das Ursakrament Jesus Christus, das Zeichen Gottes unter Menschen, fortsetzt und die zu gleicher Zeit sowohl uns aus unserem bloss menschlichen Verstehen herausreisst, wie auch unseren Geist und unsere Herzen erleuchtet, nährt und lebendig macht für den Weg zum himmlischen Reich.

Wie das Geschehen, auf welchem es begründet wird, so ist auch dieses auf ihm errichtete Gebäude ein Geheimnis, ein Mysterium. Man muss ja in ihm auch eine wirkliche «Dialektik» erkennen zwischen Elementen, die nur «paradoxalerweise» identifiziert werden: Dialektik zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, dem Göttlichen und dem Menschlichen, dem Tod und dem Leben. Dieses Gebäude, auf ihm als Fels gebaut, bleibt immer die wunderbare, aber auch wohl verwirrende Frucht eines Todes und einer Auferstehung und das Zeichen eines immerwährenden Vorübergangs des Herrn, eines immerwährenden Paschafestes... Dieses Gebäude ist aber zugleich der Zeuge einer schon vollendeten Versöhnung, eines vollzogenen Paschafestes, welches unser Glaube sich nur aneignen kann. Dieses wären die Grundzüge einer Theologie des Mysteriums. Diese Theologie ist sowohl verschieden von irgend einer Mythologie wie von der Bultmann'schen Theologie des reinen Paradoxen, deren verhängnisvolle Logik wir zum Abschluss andeuten möchten.

*

Ein Glaube an das Mysterium Jesu Christi, so wie wir ihn skizziert haben, findet im gestorbenen und auferstandenen Leib Christi sein Fundament, sein Bestehen, seine Vollendung. Dagegen, damit der Bultmann'sche Glaube an das reine Paradox überhaupt entstehen kann, setzt er vielleicht die «Tatsache», das «Ereignis» Christi – aber nur als äusseren Anlass – also als *conditio extrinseca* – eines Heiles voraus, das wesensgemäss erst in jeder Glaubensentscheidung gewirkt werden kann. Das Sein selbst des Heilandes bleibt seiner Mission fremd. Ist diese Mission vollendet, dann kann er absolut verschwinden. Bleibt er für die Menschen der Anlass (*occasio*), dass sie Gott begegnen, dann könnte er jedenfalls nicht der sein, der sie auf den Weg zu dieser Begegnung führt und in welchem sich diese Begegnung eigentlich ereignet. Der Bultmann'sche Glaube an das reine Paradox kann höchstens durch das Christusgeschehen ermöglicht werden. Er lässt aber in der Tat den Menschen allein dem alleinigen Gott gegenüber.

Wer soll also dieser Gott sein, und in welchem Mass kann dieser Glaube ein wirklich christlicher Glaube sein? Ist nicht ein Gott, der nicht mehr im geschichtlichen Ereignis seiner Offenbarung erkannt wird, sehr in Gefahr, ein Götze zu werden? Bultmann würde erwidern, Gott offenbare sich im geschichtlichen Ereignis des ihn bekennenden Glaubens. Offenbart er sich aber dann anders, als irgend eine philosophische Idee oder jeder ethische Wert? Jedoch, würde Bultmann noch einmal einwenden, betrifft mein Glaube immer und zuerst eine bestimmte Verkündigung, die mit einer bestimmten Person verbunden ist, nämlich mit der historischen Person Jesu von Nazareth. Wenn mir aber diese Person Jesus nur die Möglichkeit eröffnet, einen Gott zu finden, der sich mit ihm, Jesus, nicht wirklich identifiziert, wie soll sich dann diese Person unterscheiden von irgend einer anderen Person, die mich fördert zur Entdeckung des noch unbekanntes Geheimnisses? In seiner Auseinandersetzung mit Bultmann erinnert Karl Jaspers treffend daran, dass nach Kierkegaard Sokrates die Rolle hat, Anlass zu sein, nicht Jesus. Er fügt aber hinzu, keine menschliche Instanz dürfe gegen mich einen unbedingten Anspruch erheben. Ist also Jesus in sich nichts mehr als ein Mensch wie jeder andere Mensch, der aber beansprucht, der Offenbarer Gottes zu sein, sind die Verkündiger auch Menschen, wie die anderen Menschen, die aber beanspruchen, eine absolute Entscheidung von mir zu verlangen, dann ist es meine Pflicht, nachzuforschen, wodurch dieser Anspruch begründet wird. Heisst es aber dann nicht, dass ich selbst meinen Glauben begründen werde? Oder, wenn ich vorgebe, dass dieser Glaube in der Tat keinen rationellen Grund hat, dass gerade meine Entscheidung gegen jede Weisheit, gegen jeden Anspruch der Vernunft, also im reinen Ärgernis und Paradoxen gefällt wird, dann mag das Prinzip dieser Entscheidung heissen wie man

will: Gott, Leben, Freiheit, oder sogar Hl. Geist; es wird nicht die Macht, die δύναμις Gottes sein, die Jesus Christus auferweckt hat. Und indem dieser Glaube gelöst wird von dem einzigen Mysterium, das ihn als wirklichen Glauben fundieren kann, wird er bald als irgend ein Phänomen der Natur oder der Geschichte sich aufdrängen. Indem die Theologie des reinen Paradoxen dem Glauben kein anderes Fundament geben will, als den Glauben selbst, wirft sie den Menschen auf den Menschen zurück, wie es im Grunde auch der alte Liberalismus tat.

Ist also Bultmann vielleicht nichts mehr als ein Liberaler? Es wurde oftmals behauptet; das darf man doch nicht unbedingt sagen. Das hiesse, einen anderen Ton in seiner Theologie überhören; es hiesse, eine andere Gläubigkeit ersticken, die in seinen Werken vorkommt und ihnen erst ihren unbestreitbar religiösen Charakter verleiht. Wir wollen nur fragen: Kann

man nicht in der Theologie Bultmann's mit ihrem immer beunruhigenden Doppelsinn, einerseits dem deutlichen Willen, Jesus Christus treu zu bleiben und nur von ihm das Heil zu erwarten, und andererseits dem verhängnisvollen Hinneigen zu einer fast ungläubigen Liberalität, die Versuchung des Protestantismus selbst erkennen? Diese Bultmann'sche, in sich selbst zerrissene und immer in Krisis bestehende Glaubenssituation wird von mehreren evangelischen Christen bewusst und entschlossen aufgenommen. Diese Stellungnahme entspricht aber einer etwas romantischen Auffassung des Glaubens, die bestimmt weder die Auffassung des Neuen Testaments noch der ganzen christlichen Tradition ist. Jedenfalls ist es Bultmann zu danken, dass er jeden auffordert, die Grundsätze seines Bekenntnisses nachzuprüfen und in seinen eigenen Glauben tiefer hinein zu gehen.

R. Marlé

Israel

Im Vordergrund der Bühne der UNO wird über das Problem des Staates Israel leidenschaftlich diskutiert und der Afrikanische Block setzt mit dem kommunistischen, unter Führung Amerikas alle Hebel in Bewegung, um eine Verurteilung Israels und Sanktionen zu erreichen. Im Hintergrund der UNO dagegen existiert eine Hilfs- und Arbeitsorganisation, unter der Leitung von ihrem Direktor H. R. Labouisse aus New Orleans, für 920 000 Araber, die durch die Gründung des Staates Israel den Boden verlassen mussten, der für sie seit Jahrhunderten ihre Heimat war. Von dieser Organisation spricht niemand. Und doch wird das heutige Problem und die immer gefährlicher werdende Spannung zwischen Israel und den umliegenden arabischen Staaten erst dadurch verständlich.

Es sei im folgenden von allen rechtlichen, kulturellen, politischen, juristischen und wirtschaftlichen Gründen einmal völlig abgesehen. Das Faktum des Staates Israel soll nicht in Frage gestellt oder auch nur kritisiert werden. Um was es uns allein geht, ist das Aufzeigen eines psychologischen Problems, das uns wichtiger erscheint als alle anderen Begründungen.

Dieses psychologische Problem ist das folgende: von den 920 000 refugierten Arabern nahm Jordanien 512 000 auf, Syrien 90 000, Liban 102 000 und auf dem heute besonders strittigen Boden von Gaza wurden 216 000 angesiedelt. Die über-grosse Mehrheit dieser Araber lebt von der Hilfe der genannten, von der UNO gegründeten Organisation. Sie hat 83 000 Baracken und 14 000 Zelte für diese Menschen errichtet; sie verteilt pro Tag 1600 Kalorien Nahrungsmittel (im Sommer 1500). Sie gibt dafür, einschliesslich Erziehung, Wohnung etc. 32 Millionen Dollar pro Jahr aus, von denen die Vereinigten Staaten die Hälfte, England ein gutes Drittel und der Rest von anderen Staaten bestritten wird. Für die nächsten 18 Monate verlangt Direktor Labouisse 60 Millionen Dollar.

Unsere moderne, hochkultivierte Zeit lernte nun eines kennen: das Flüchtlingsproblem. Millionen und aber Millionen von Menschen, gleichgültig welcher Rasse, welcher Kultur, welchen Glaubens, wurden von ihrem heimatlichen Boden vertrieben. Ganz gleichgültig, ob dafür staatspolitische oder irgendwelche andere (mehr oder weniger berechnete) Gründe vorlagen, die Wirkung auf den einzelnen, vertriebenen Menschen blieb immer dieselbe: er empfindet dies als ein Unrecht und will wieder zurück, oft selbst dann, wenn es ihm anderswo besser geht als in der Heimat. Es nützt dabei nichts, wenn man diesen seit Generationen ansässigen Men-

schen schwarz auf weiss beweist, dass der Andere ein älteres Besitzrecht hat. Je primitiver der Mensch ist, je weniger kann und wird er es verstehen. Die Bitterkeit, die den Wehrlosen erfüllt, schlägt in Hass um, der um so zehrender wird, je mehr er von «freundschaftlicher» Seite geschürt wird. Wenn es dann dem neuen Besitzer durch seine ausserordentliche Arbeitskraft, Tüchtigkeit, Intelligenz und grösseren finanziellen Mittel gelingt, aus einer Wüste ein fruchtbares, prosperierendes Land zu machen, so kommt der Neid hinzu und keine noch so selbstlose Hilfe von irgendwelchen internationalen anonymen Organisationen kann ihm ein aufrichtiges Danke abringen – es sei denn an den Demagogen, der die glimmende Glut schürt und das Feuer gegen den verhassten Feind bläst. In allen diesen tragischen Fällen hat man es zuerst mit Menschen zu tun, die «ihr» Recht mit Füßen getreten sehen und für die irgendein anderes Recht keine Bedeutung hat und wäre es nur, weil sie es nicht begreifen können. Es ist sogar müssig, sich zu fragen, wie die Dinge verlaufen wären, wenn Israel diese 920 000 Araber im Lande behalten hätte und jede unnötige Härte vermieden worden wäre. Namentlich nach dem zweiten Weltkrieg, wo sich die politischen und materiellen Interessen der westlichen Alliierten selbst auf diesem Boden des Mittleren Orients auf das schärfste bekämpften, wurde den Arabern geradezu der Verfall der Herrschaft des Europäers und Amerikaners vordemonstriert. Das Hochschieszen des eigenen Nationalismus war die natürliche Folge. Aus den Arabern innerhalb des Staates Israel, mit seinen Gesetzen und seinem Willen, die nicht die ihrigen waren, wären lediglich ebensoviele Revoltierende geworden, also – Feinde! Jetzt sind diese Feinde um die Grenzen Israels gelagert und ihre Leidenschaften werden durch verantwortungslose Diktatoren hochgepeitscht. Die einzige Hoffnung der Eindämmung dieser Entwicklung war die Ausführung der in der Schublade von Direktor Labouisse liegendegebliebenen Pläne einer festen Ansiedlung dieser Refugierten im Bassin vom Jordan und im westlichen Sinai an den Wassern des Nils. Woher aber das dazu notwendige Geld nehmen? Die Frage ist so alt, wie die errichteten Baracken. Leider sind die Milliarden sofort aufzufinden, wenn es, wie in Algerien oder am Suezkanal, um die eigenen Interessen geht.

*

Ein Blick auf den Staat Israel zeigt nun die Kehrseite dieser psychologisch zu begreifenden Situation. Das Volk, das in so vielen Ländern Europas die Folgen eines mehr oder weniger starken Antisemitismus zu fühlen bekam; das Volk, das Millionen der Seinen in den verschiedenen Gasöfen auf das

Unmenschlichste ums Leben kommen sah; das Volk, das endlich nach jahrhundertalter Heimatlosigkeit sich dort einen Staat aufbauen kann, von wo es ursprünglich herkam; das Volk, das die Bibel das «ausgewählte Volk» nennt und aus dem Christus geboren wurde, sieht erneut seine Existenz als Staatsvolk gefährdet. Es ist wirklich von «Feinden rings umgeben». Jedwelche Schuldfrage verblasst vor dieser Tatsache. Es ist ein kleines, einige Millionen zählendes Volk, das für niemanden eine Gefahr sein kann.

Dieses Volk sieht sich genötigt, einen Verteidigungsapparat zu schaffen, um wenigstens die ständigen Einfälle ihm feindlicher Araber – Fellachen – abwehren zu können. Infolge der kleinen Anzahl sind sogar die Frauen genötigt, den Militärdienst zu absolvieren. Die Armee ist derartig organisiert, dass sie innerhalb von 48 Stunden auf die höchste Anzahl mobilisiert werden kann und zweifellos heute im Mittleren Orient die stärkste Macht wurde. Nie wurde sie bisher auch nur von ferne missbraucht. Die Situation aber ändert sich nach der Machtergreifung des Oberst Nasser in Ägypten. Sein grösster Hass wendet sich gegen Israel, dieses «Kuckucksei des Imperialismus». Er sperrt seinen Schiffen den Suezkanal. Israel wendet sich an die Vereinten Nationen. Diese geben seinem Verlangen nach und fordern von Ägypten die Zurücknahme des Verbotes. Die Forderung wird mit Hohnlachen beantwortet. Die Vereinten Nationen geben ihrem Verlangen keinen Nachdruck und Israels Schiffe bleiben vom Suezkanal ausgeschlossen. Dagegen vermehren sich die Einbrüche in sein Land; vermehrt sich die Aufhetzung gegen Israel; vermehrt sich die drohende Haltung der sich mit Nasser enger verbindenden arabischen Staaten; vermehrt sich die Gefahr des Erdrücktwerdens. Israel versucht demgegenüber seine Verteidigungskraft zu stärken. Ihm fehlen vor allem Flugzeuge. Ein Jahr lang versuchen seine Diplomaten vergeblich solche in Europa oder in Amerika zu erhalten. Überall ein höfliches, aber bestimmtes Nein; auch von Frankreich. Keiner will es mit den Arabern verderben. Die Petroleumquellen dürfen nicht in Gefahr kommen. Wie das Ende sein würde, darüber liess Oberst Nasser weder in seiner «Philosophie der Revolution», noch in seinen Radioreden, noch in seinen Bündnissen den geringsten Zweifel. Dann schon lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Israel prellt vor und bereitet der Armee des Oberst Nasser in wenigen Tagen eine vernichtende Niederlage. Ein Film, den die Dienststellen der französischen Armee von dem Verlauf der feindlichen Handlungen machte, zeigt es zur Evidenz. Auch die grosse Beute an neuesten Waffen aller Art. Worauf sofort die Sanktionen der Vereinigten Staaten kamen. Natürlich gegen Israel. Die Nahrungsmittelsendungen wurden eingestellt. Butter und Käse verschwinden von den Tischen der Israeliten. Die für 1956-57 vorgesehenen 20 Millionen Dollar werden nicht gesandt. Die 60 Millionen Dollar, die die zionistischen Organisationen für ihre Brüder in Palästina jährlich sammeln, laufen Gefahr, vom amerikanischen Staat blockiert zu werden. Ebenso der Verkauf israelitischer Bons, der jährlich dem Staat 50 Millionen einbringt. Ohne sie kann Israel nicht leben. Der Staat würde dem erliegen.

Alles das wusste und weiss Israel. Und es sagt Nein zu allen amerikanischen Vermittlungsvorschlägen. Ohne handfeste Garantien gibt es die eroberten Gebiete, aus denen immer wieder Überfälle in sein Land erfolgten, nicht frei. Doppelt nicht, als zu gleicher Zeit Washington seinen Feinden Hilfe jeglicher Art, vor allem Waffenlieferungen, verspricht.

*

Kommen wir wieder auf das psychologische Moment zurück. Es erhält in dieser Lage religiöse Färbung. Auf der einen Seite die Mohammedaner, auf der anderen Seite ein Puritanismus, der, namentlich in den amerikanischen Sekten, oft eine

dem Leben gegenüber fremde Haltung einnimmt, d.h. bestimmte, christliche Wahrheiten und Forderungen aus ihrem Gesamtrahmen loslöst und dadurch dem Paragraphen des Gesetzes eine Geltung gibt, die mit der Lebenswirklichkeit nur noch sehr lose in Verbindung steht. Demgegenüber steht die mehr alttestamentarische Tradition der Israeliten, die von der Lebenswirklichkeit ausgeht, sie oft zu sehr überwuchern lässt und das neutestamentarische «Liebe Deinen Nächsten...» in seiner schöpferischen Wirkung zu sehr unterschätzt.

Es sind diese Gegensätze, die das ganze Problem des Mittleren Orients um so mehr auf ein falsches Geleise bringen, als der vierte Partner – der kommunistische – langsam dabei ist, die Weichen zu stellen. Nichts ist klarer ersichtlich, als dass die amerikanische Politik vor allem darauf ausgeht, dies verhindern zu wollen. Nichts ist verständlicher, wenn die amerikanische öffentliche Meinung, ja zu einem grossen Teil das Parlament sich dagegen wehrt, dass dies auf Kosten oder gar unter Vernichtung des Staates Israel geschieht, der ohne dieselbe amerikanische Hilfe wie amerikanische Politik wohl kaum lebensfähig geblieben wäre. Ein älteres Recht, um nicht zu sagen ein Naturgesetz, legt sich hier quer einer Politik in den Weg, die zwar für den Moment richtig sein mag, die aber auf längere Sicht gesehen falsch werden muss. Sind doch die meisten der mohammedanisch-arabischen Völker in einem so elenden, in jeder Hinsicht hilfsbedürftigen Zustand (von den westlich orientierten abgesehen!), dass sie nur der «Stimme ihres Herrn» folgen können, der, so oder so, ein absoluter Herrscher ist. Es kann aber weder die Aufgabe der UNO noch die des freien Amerikas sein, gerade diesen «Herren» zu helfen, doppelt nicht, als diese trotz ihres grossen Reichtums nur wenig für das ihnen so restlos ergebene Volk tun. Aber abgesehen von diesen moralischen Gründen: der Kommunismus konnte im Mittleren Orient nur Eingang finden, weil er einerseits sich das Elend der Völker zunutze zu machen verstand und er andererseits für seine diplomatische Verhetzung gegen den «Imperialismus» bei denselben Herrschaften durchaus keine verschlossenen Türen fand.

Palästina und mit ihm Jerusalem ist der Ort, wo die drei grössten, an ein und denselben Gott glaubenden Religionen entstanden: die jüdische, die christliche und die mohammedanische. Da von unserer heutigen Welt zum mindesten gesagt werden kann, dass sie über die jahrhundertlang herrschenden Religionskriege hinaus ist und der Wille immer ersichtlicher wird, die verschiedenen religiösen Bekenntnisse in ein freundschaftliches Verhältnis zueinander zu bringen, dürfte es da nicht an der Zeit sein, auch praktische Folgerungen daraus zu ziehen? Ist es nicht in der Tat so, dass wir uns heute immer häufiger vor Probleme gestellt sehen, die nur mit Hilfe des religiösen Erbgutes gelöst werden können? Um nur ein Beispiel zu nennen: kein Volk, keine Nation oder internationale dem Frieden dienende Organisation könnte auch nur einen Moment den Entzug von Wasser in Betracht ziehen oder auf den Verkauf von Wasser seitens eines Nachbarvolkes angewiesen sein. Nur scheint man zu vergessen, dass das, was für den Menschen das lebensnotwendige Wasser bedeutet, das Petroleum für die Maschinen und Motore bedeutet. Und dass sowohl in dem einen wie in dem anderen Fall Hunderte von Millionen Menschen in unserer Welt zugrunde gehen würden. Können wirklich unbedingt notwendige Rohstoffe, die nur an wenigen Stellen der Erde vorkommen, dem alten Eigentumsrecht unterworfen werden, so dass es von der Willkür des Besitzers abhängt, über sie zu verfügen, wie er es für gut und für nützlich für sich findet? Wenn man über solche Fragen ernsthaft nachzudenken versucht, wird man bemerken, dass in einer in Revolution befindlichen Welt sich auch manche Begriffe ändern werden, was nur ohne verheerende Erschütterungen vor sich gehen kann, wenn das religiöse Moment in unserem Leben wieder an gestaltender Kraft zunimmt. H. Schwann

Betriebsklima in einem Grossbetrieb

In fünf grösseren Betrieben des Mannesmann-Konzerns wurden im Auftrag der Leitung, aber in völliger wissenschaftlicher Unabhängigkeit, durch das Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt Untersuchungen über das dort herrschende «Betriebsklima» durchgeführt. Der Bericht hierüber ist in der Europäischen Verlagsanstalt, Frankfurt, erschienen: «Betriebsklima – eine industriesoziologische Untersuchung aus dem Ruhrgebiet.»

Die Untersuchung ist methodisch und inhaltlich von grossem Interesse. Sie ist in Europa eine der ersten in ihrer Art, während in den USA deren eine grössere Zahl in engem Kontakt zwischen Universitäten und Betrieben durchgeführt wurden und zur Grundlage einer systematischen betrieblichen Sozialpolitik und Meinungspflege gemacht wurden. Methodisch ist von Interesse, dass keine Fragebogen ausgefüllt, sondern systematische mündliche Befragungen durchgeführt worden sind. Diese Befragungen umfassten sowohl Einzel-Interviews wie Gruppendiskussionen, um ein möglichst objektives und umfassendes Bild zu erhalten. Natürlich wurden nicht alle 35 000 Belegschaftsmitglieder des Gesamtunternehmens befragt, sondern nach dem Random-System Stichprobe-Befragungen, die nach einer zufälligen, aber den schichtmässigen Aufbau der Belegschaft erstaunlich getreu spiegelnden Auswahl erfolgten. Von den über 22 000 Mitgliedern der fünf untersuchten Werke wurden auf diese Weise rund 1200 Arbeiter und Angestellte, das heisst rund 5% der Belegschaft direkt befragt.

Die Befragung richtete sich zunächst darauf, was der Mitarbeiter in seinem Betrieb als für sich besonders wichtig ansieht. Es ergab sich dabei insgesamt folgende Reihenfolge:

- Gute Bezahlung
- Fester Arbeitsplatz
- Anerkennung der Arbeit
- Guter Kontakt mit den Vorgesetzten
- Schutz gegen Unfall
- Rat und Hilfe in persönlichen Fragen
- Gute Aufstiegsmöglichkeiten
- Umfassendes Sozialprogramm.

Dabei ist sehr bemerkenswert, dass die «gute Bezahlung» in der Rangfolge von allen Befragten zwar relativ am meisten, insgesamt aber bei weitem nicht einmal 50% aller Stimmen bekam. Für 30% der Leute ist die Anerkennung ihrer Leistung, für weitere 22% der feste Arbeitsplatz das wichtigste Anliegen. Unter den drei wichtigsten Anliegen sprechen sich 57% für die Anerkennung ihrer Leistung, 25% für guten Kontakt mit den Vorgesetzten, 17% für Rat und Hilfe bei persönlichen Sorgen (1), 15% für gute Aufstiegsmöglichkeiten und nur 13% für ein umfassendes Sozialprogramm aus. Auffallend ist, dass unter den acht Anliegen die guten Aufstiegsmöglichkeiten an zweitletzter Stelle stehen und das «umfassende Sozialpro-

gramm» an letzter. Auf die Frage (16): «Gibt es eine Arbeit, die Sie lieber tun möchten?» antworten auffallenderweise insgesamt 70% mit einem glatten Nein. Das heisst, dass sie durchaus positiv zu ihrer Arbeit stehen. Das ist sogar bei 66% der Bergarbeiter und bei über 70% in den Stahlwerken der Fall. Von einem weitverbreiteten Widerwillen gegen die schwere Arbeit kann also keine Rede sein.

Auch zum Werk und zur Betriebsleitung ist die Einstellung bemerkenswert positiv. Dagegen wird in allen Betrieben über die unablässige Hetze geklagt, die durch das Tempo der Maschinen, oder im Einzelakkord durch das Bestreben nach hohem Verdienst, im Gruppenakkord zugleich durch das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein bedingt ist. In den Bergbaubetrieben, in denen leider immer noch vielfach der übertriebene Kasernenton herrscht, hört man am meisten Klagen über schlechte Behandlung. Interessant ist weiter die Feststellung, dass die Arbeiter glauben, den Angestellten gehe es besser, während letztere das Gleiche vom Arbeiter annehmen.

Frage 17 lautet: «Wenn man Sie zur Beförderung vorschlagen sollte, würden Sie annehmen oder nicht?» Die Antwort lautet nur bei etwa 70% bejahend, bei rund 30% dagegen verneinend. Der stärkste Aufstiegs-wille herrscht bemerkenswerterweise gerade in den grössten Betrieben, die stärkste Scheu vor der Übernahme weiterer Verantwortung dagegen im Bergbau.

Wie positiv die Einstellung zum Werk im allgemeinen vorhanden ist, bezeugt die Antwort auf die Frage (28): «Würden Sie Ihrem Sohn raten, zu Mannesmann zu gehen?» In den eisen-schaffenden und weiterverarbeitenden Betrieben sind es nicht weniger als 84%. Das ist auch für die Firma ein grossartiges Zeugnis. Es ist auch für jene eine kräftige Antwort, die in romantischer Verstiegenheit immer noch meinen, der Grossbetrieb müsse notwendig unmenschlich sein. Wer den Stolz und das Selbstbewusstsein so vieler dieser Bergarbeiter und Hüttenleute erlebt hat, der weiss es ohnehin anders. Selbstverständlich haben die Grossbetriebe ebenfalls ihre schweren eigenen Probleme, von denen die Klein- und Mittelbetriebe verschont sind, aber eigenartigerweise gibt es nur wenige, die vom Grosszum Kleinbetrieb hinüberwechseln möchten. Das sollte zu denken geben.

Umfragen wie die genannte können natürlich nicht grundsätzliche Erwägungen naturrechtlicher Art ersetzen. Sie können aber doch manch wertvolle Hinweise geben und gegenüber gewissen Vorurteilen zur Vorsicht mahnen. Sie beweisen jedenfalls, dass auch dort, wo grössere Betriebe aus technischen und wirtschaftlichen Gründen nicht zu umgehen sind, Arbeitsfreude und menschliche Entfaltung möglich sind – sofern es Menschen gibt, die beharrlich an der menschlichen Gestaltung auch dieser Betriebe arbeiten.

J. David

Bücher über Russland

Maurach Reinhart: Handbuch der Sowjetverfassung. Isarverlag, München 1955. 430 Seiten, Leinen DM 44.–

Prof. Dr. Reinhart Maurach gehört zu den namhaftesten deutschen Kennern des russischen und sowjetischen Rechts. Er ist heute Ordinarius der juristischen Fakultät der Universität München und Mitglied des dortigen Osteuropa-Instituts, nachdem er schon in den dreissiger Jahren die Rechtsabteilung des Breslauer Osteuropa-Institutes geleitet hatte. Die erste Fassung des heutigen Buches wurde im Jahre 1938, als die nationalsozialistische parteiamtliche Hetze gegen den «Objektivismus» der deutschen Ostforschung ihren Höhepunkt erreicht hatte, von der Gestapo beschlag-

nahmt und der Autor selbst seiner Stellung enthoben. Eine zweite Ausarbeitung wurde während der Lehrtätigkeit an der Universität Königsberg und mit Hilfe des von ihm betreuten Instituts für Ostforschung abgeschlossen. Aber das fertige Manuskript fiel im Jahre 1944 in der Leipziger Druckerei einem Bombenangriff zum Opfer. So liegt heute, nach mehr als zwanzigjähriger Beschäftigung mit dem fesselnden Gegenstand, eine ausgereifte Arbeit vor.

Prof. Maurach will «eine Darstellung der sowjetischen Staatsdynamik und des sowjetischen Staatsrechtes anhand der geltenden Fassung unter Heranziehung der diesem äusseren Staatsrecht vorgelagerten Parteidyna-

mik und der sie hintergründenden Verwaltungspraxis, Rechtsprechung und Gesetzgebung» geben.

Gerade darin liegt der grosse und unschätzbare Vorzug der vorliegenden Arbeit, der jegliches Misstrauen zu überwinden imstande ist: Der Staatsrechtler interpretiert nicht nur nach allen Regeln seiner Wissenschaft den Buchstaben des Grundgesetzes, sondern er beachtet nicht minder die reale Dynamik, die hinter ihm steht, und den allmächtigen Parteiwillen, der dieses Grundgesetz nach seinem revolutionären Willen handhabt. Damit steht dieser Kommentar bei aller wissenschaftlichen Objektivität turmhoch über jenen naiven Interpretationen, die sich bloss an den Buchstaben klammern, von dem jedermann weiss, dass er nur ein Instrument in der Hand der allmächtigen Partei ist.

Da der Sowjetstaat im Gegensatz zum überkommenen Staatsbegriff auch «als Instrument einer bestimmten dynamischen Idee» – für den Umbau der Gesellschaftsordnung – wirken will und dabei von der kommunistischen Partei durchdrungen und beherrscht wird, behandelt der Verfasser sachgemäss nicht nur das staatliche Grundgesetz, sondern stellt ihm Verfassung und Realität der Partei zur Seite. Er geht so weit, ein «inneres und äusseres Staatsrecht» in der Sowjetunion zu unterscheiden. Das äussere Staatsrecht (Staatsverfassungsrecht) «beinhaltet das technische Funktionieren des von der Partei beherrschten Staates und ist überwiegend in der Bundesverfassung vom 5. 12. 1936 behandelt».

Das innere Staatsrecht (Parteirecht) gliedert Maurach in:

- a) Materielles inneres Staatsrecht: Parteigewohnheitsrecht, herausgebildet in der Zeit des illegalen Kampfes gegen Monarchie und provisorische Regierung, weitergebildet in der Stalinschen Periode der Niederschlagung der sogenannten Oppositionsgruppen, beruhend unmittelbar auf dem Führungsanspruch der Parteileitung, in immer konzentrischer werdenden Kreisen;
- b) Formelles inneres Staatsrecht: Grundlage ist das Parteistatut von 1952.

Zwischen das innere und äussere Staatsrecht schiebt sich das verästelte System der sogenannten «Transmissionen»: «Nahtstellen zwischen Parteirecht und Staatsrecht».

Auf Grund dieser Konzeption und gestützt auf ein gewaltiges, sorgfältig gesichtetes Material kann Maurach, immer im Anschluss an authentische sowjetische Quellen, anhand der in der Verfassung vom Februar 1955 geltenden Stalin-Verfassung von 1936 alle Bereiche des öffentlichen Lebens betrachten und zugleich ein umfassendes Bild der heutigen sowjetischen Wirklichkeit geben. Im einleitenden Teil des Buches bringt er einen knappen aber sehr substantiellen Überblick über: Die Entwicklung der kommunistischen Partei in der Sowjetunion, Partei und Staat, die Entstehung der geltenden Bundesverfassung, die wirklichen Träger der Verfassung, um danach im Hauptteil an die jeweiligen im Wortlaut vorgelegten Verfassungsartikel seine zum Teil sehr ausführlichen Erläuterungen anzufügen, die durch Literaturhinweise ergänzt werden. Ein Sachregister beschliesst das Buch.

Das Werk bietet nicht bloss eine solide Grundlage für ein sachliches

Studium des sowjetischen Staates, sondern regt auch zu intensivem Nachdenken über das wirkliche Verhältnis der gesellschaftlichen Kräfte zum modernen Staat überhaupt (nicht zuletzt in der Demokratie!) an.

J. David

Zaleski Eugène: Mouvements ouvriers et socialistes, «LA RUSSIE».

Les Editions ouvrières, Paris XIIIe, 1956.

Der rührige Verlag der Christlichen Jungarbeiterbewegung bietet uns hier eine ausserordentlich umfassende, sorgfältige, wissenschaftlich einwandfreie und zugleich der weiteren wissenschaftlichen Forschung und Ausbeutung Vorarbeit leistende ausführliche Literaturgeschichte der sozialen und sozialistischen Bewegung in Russland in den Jahren 1725–1907. Es handelt sich nicht um Bücher über jene Zeit, sondern um Schriften, die aus jener Zeit selber stammen und die Geschichte machten. Nicht weniger als 2876 Bücher und Broschüren werden registriert, mit bibliographischen Angaben versehen, die russisch geschriebenen Bücher im Originaltext samt den Übersetzungen in den wichtigsten europäischen Sprachen angegeben, bei wichtigen Büchern auch knappe Inhaltsübersichten geboten. Die Titel wurden in den bedeutendsten Bibliotheken von Paris, Holland und der Schweiz zusammengesucht und – um die wissenschaftliche Arbeit zu erleichtern – mit der jeweiligen Katalognummer versehen, so dass man sofort sieht, in welcher Bibliothek, ja in welchem Regal das Buch (meist sehr seltene Bücher) zu finden ist.

Die Bibliographie ist aber darüber hinaus noch mit einer sorgfältig zusammengestellten Chronologie, die in wichtigen Perioden sogar Tag für Tag voranschreitet, versehen.

Der gewaltige Stoff ist in vier Perioden eingeteilt:

1. Das Eindringen westlicher Ideen und die Umwandlung der sozialen Ordnung in Russland 1726–1850.
2. Die Bewegung der «Volksfreunde» 1851–1884;
3. Das Auftauchen einer Arbeiterklasse und die Geburt der sozialdemokratischen Bewegung 1885–1904.
4. Die erste russische Revolution 1905–1907.

Ein zweiter Band soll die Arbeit bis in die entscheidende Periode von 1917 weiterführen.

Das vorliegende Werk steht nicht allein. Es bildet einen Teil einer umfassenden Bibliographie der Arbeiterbewegung in den wichtigsten Ländern der Erde. Die Reihe wurde betreut von dem vortrefflichen, leider vor kurzem verstorbenen Prof. Edouard Dolléans und patroniert vom Institut français d'Histoire sociale. In der gleichen Reihe sind erschienen: Bände über die Arbeiterbewegung in England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten 1750–1918 (von Ed. Dolléans und Michel Crozier); in Spanien 1750–1936 von Renée Lamberet; in Italien von den Anfängen bis 1922 von Alfonso Leonetti.

In Vorbereitung sind zunächst Bände über Lateinamerika und über die skandinavischen Länder. Keine grössere Bibliothek und keine wissenschaftliche Arbeit wird an diesen Bänden vorbeigehen können.

J. David

Soziale Bücher

Speck Otto: Kinder erwerbstätiger Mütter. Ferdinand Enke-Verlag, Stuttgart, 1956. 141 Seiten, DM 9.80.

Eine ausgezeichnete Studie, die weite Verbreitung und besonders ernste Beachtung verdient.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und unter Beizug einer sehr reichhaltigen Literatur weist Otto Speck überzeugend nach, dass durch die Erwerbsarbeit der Mutter der Begegnungsdrang der Kinder mit der Mutter unbefriedigt bleibt, genügende Anregungen für die geistige Entfaltung des Kindes fehlen; namentlich die Gemüts- und Gewissensbildung wird beeinträchtigt, von der Gestaltung eines gehaltvollen und die tieferen seelischen Kräfte anregenden Familienlebens durch die ewig gehetzte Mutter gar nicht zu reden. Das Kind bleibt seelisch unterernährt und wird das Opfer der langen und täglichen Abwesenheit der Mutter, ihrer Übermüdung und Reizbarkeit. Denn nur wenige Mütter vermögen die anhaltende dreifache Belastung des Erwerbs, des Haushaltes und der Erziehung ohne Schaden für sich und die Kinder auszuhalten.

Zum Schutz und Wohl der Kinder und ihrer Mütter fordert Otto Speck, als warmherziger und verantwortungsbewusster Erzieher: Materielle Familienhilfe, die es der Mutter ermöglicht oder erleichtert, tatsächlich zu Hause bei ihren Kindern zu bleiben. Darüber hinaus aber: Aufklärung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung, Erziehung zur verantwortungsbewussten Elternschaft und vermehrte erzieherische Hilfe für die Kinder, deren Eltern nun einmal erwerbstätig sein müssen.

Die Studie fusst nicht bloss auf einer sorgfältig verarbeiteten Literatur, sondern vor allem auf den Äusserungen von 370 Knaben und Mädchen des vierten bis achten Schuljahres, die zeigen, wie die Kinder die Erwerbstätigkeit der Mütter erleben, und wie sie sich zur Erwerbsarbeit der Mütter stellen. Die Klassenlehrer steuerten eine eingehende Schilderung des schulischen Erscheinungsbildes und der Familienlage der befragten Schüler bei. Sehr aufschlussreich sind die 115 Monographien von Familien mit erwerbstätigen Müttern. Diese ausgiebige und sorgfältige Schilderung von Einzelfällen ist besonders wertvoll, weil sie ein tieferes Eindringen in die Problemlage gestattet als eine bloss statistische Studie das zu bieten vermöchte. Die empirische Sozialforschung kommt immer mehr dazu, neben umfassenden statistischen Erhebungen die sogenannte Stichproben-Methode anzuwenden und darüber hinaus Einzelfälle genau zu untersuchen. Diese Methoden gestatten eine viel differenziertere Aussage als ein noch so umfassendes Zahlenmaterial.

Auch in der Schweiz sind ähnliche Studien schon ausgeführt worden, zum Beispiel von Fräulein von Monakow. Es wäre sehr zu begrüssen, wenn diese Studien weitergeführt würden.

Die sehr dankenswerte Arbeit von Otto Speck verdient weiteste Verbreitung bei Lehrern, Schul-, Fürsorge- und politischen Behörden, vor allem die Anerkennung durch die entschiedene sozialpolitische und erzieherische Tat.

J. David

Scherer Alice und Robert/Dorneich Julius: «Ehe und Familie». Verlag Herder, Freiburg i.Br., 1957. 295 Seiten.

Der Herder-Verlag bietet mit dem neuen Band (VII) des «Wörterbuchs der Politik» ein ausserordentlich wertvolles Material für familienpolitische und familienrechtliche Studien. Es verarbeitet durch die Hand von Sachkennern eine Unmenge von statistischem, organisatorischem und rechtlichem Material und bietet damit für jeden Interessierten eine Fülle wertvoller Anregungen. Und diese Anregungen sind nicht wohlgemeinte oder blasse Wünsche, sondern gründen auf konkreten Tatsachen und Massnahmen, die irgendwo in der Welt schon verwirklicht worden sind.

Vorausgeschickt wird ein fein empfundenes Kapitel: «Ehe und Familie vom Personal-menschlichen her betrachtet». Der erste Abschnitt betrachtet dann die Ordnung von Ehe und Familie innerhalb der Kirche: Ehe als Sakrament und als Gnadenstand, die liturgische Feier der Eheschliessung, das sittliche Gesetz der Ehe nach der Lehre der Kirche, wobei der Ehe-Enzyklika «Casti connubii» eine eigene Betrachtung gewidmet wird. Eine ausführliche Darstellung erfährt das kirchliche Eherecht. Die evangelische Stellungnahme zum Ehe- und Familienrecht wird von Oberkirchenrat Ranke (Bonn) in sympathischer Weise dargelegt. Schliesslich wird die Hochzeit im deutschen Brauchtum noch besonders geschildert.

Der zweite Abschnitt behandelt den «Tatbestand von Ehe und Familie», die soziographische Bestandesaufnahme (von Prof. L. Neundörfer, dem ersten Sachkenner); die Flüchtlingsfamilie (ebenso zuverlässig und inhaltsreich durch Dr. Martha Krause); das bittere Problem der Scheidungshäufigkeit (Regierungsrätin Dr. H. Grosse-Schönepauck, vom Familienministerium in Bonn; sachlich, verständnisvoll).

Der dritte und längste Abschnitt endlich ist den bestehenden Massnahmen und Einrichtungen zur Förderung der Familie in der ganzen Welt gewidmet: Eheberatung, Haus- und Familienpflege, Familienferien, Familienfürsorge, Überblick über die neuere Familienbildungsarbeit, die Arbeit der katholischen Verbände im Dienste der Familienerziehung, die internationale Familienbewegung, der Ausgleich der Familienlasten als Förderung der Sozialgerechtigkeit, Familienpolitik, wirtschaftliche Stützmassnahmen als internationales Phänomen, Kindergeld und Kinderzulagen in der Bundesrepublik Deutschland, Familienzulagen, internationale Gegenüberstellung, die Familie in der Steuerpolitik, Fahrpreismässigungen für kinderreiche Familien, der Mensch und sein Wohnen, Familiensiedlung, Wohnungsbaupolitik seit 1945.

Der Band bietet durch die vielen Mitarbeiter überdies den Vorteil, dass man eine grosse Zahl der besten Fachkennner auf ihrem Spezialgebiet kennen lernt. Wünschenswert wäre noch eine eigene Betrachtung über den Geburtenrückgang in Deutschland.

Man kann dem Band nur weiteste Verbreitung, besonders aber das ziffrige Studium der Familienfreunde wünschen!

(Eine kleine Bemerkung an den Verlag: Dass bei dem zweispaltigen Druck bei Unterbrechung der Seite durch neue Titel immer zwei Spaltenseiten angeben werden, zeugt zwar von überängstlicher Genauigkeit, ist aber völlig überflüssig und verwirrt bloss, statt zu nützen. Im übrigen ist der sorgfältige Druck und die Verwendung besseren Papiers nur zu loben.)

Dd.

Fellermeier Jakob: Abriss der katholischen Gesellschaftslehre. Verlag Herder, Freiburg, 1956. 240 Seiten.

Das Buch kommt aus einer durchaus konservativen Grundhaltung und trägt im allgemeinen die traditionelle Lehre im Anschluss an Aristoteles, Thomas, Leo XIII. vor – wagt aber doch bisweilen einen Durchbruch zu neuen Einsichten und neuen Aufgaben. Mit Verständnis ist das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter in Personal- und sozialen Fragen behandelt.

Auffallend ist dagegen, dass die Familie nur sozusagen nebenbei zur Behandlung kommt, im Verhältnis zum Staat. Auch fehlen eine Reihe von weiteren Problemen der Gesellschaft, der Kultur, vor allem auch der gesellschaftlichen Entwicklung. – Insofern deckt sich der Inhalt des Buches nicht ganz mit seinem umfassenden Titel. Als Einführung in die traditionelle Gesellschaftslehre kann das Buch aber gute Dienste leisten. Dd.

Von Nell-Breuning Oswald S.J.: Wirtschaft und Gesellschaft. Band I: Grundfragen. Verlag Herder, Freiburg i.Br., 1956. 462 Seiten.

Prof. P. von Nell-Breuning gilt mit Recht als einer der tapfersten, aufgeschlossensten und kühn in noch unbekanntes Neuland vorstossenden Verfechter der christlichen Soziallehre. Er vermeidet es, bloss abstrakte Prinzipien in immer neuen Wendungen wiederzugeben, sondern strengt sich an, die neu auftauchenden Probleme scharf ins Auge zu fassen, sich ihnen mutig zu stellen und vom Boden seiner Grundsätze aus Stellung zu beziehen zu einer Zeit, wo andere noch ängstlich zurückhalten oder in

einem Vergleich mit früheren Verhältnissen steckenbleiben. Bei einem solchen Pionier ist es denn nicht erstaunlich, dass er neben Bewunderung und lebhafter Zustimmung auch scharfe Ablehnung von Seiten der Verfechter der hergebrachten Verhältnisse findet. Ein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn lässt ihn zum Vorkämpfer einer gesunden und gerechten Sozialreform erscheinen, unbekümmert um Lob oder Tadel, wobei er sich nicht scheut, auch jenen ins Gewissen zu reden, auf deren Seite er im Grunde genommen steht.

So war es ein guter Gedanke, die vielen Aufsätze und Reden, die P. von Nell in den letzten zehn Jahren an exponierter Stelle als Professor der Moral in Frankfurt, als Mitglied des wissenschaftlichen Beirates des deutschen Bundesministeriums, als Mitglied verschiedener sozial- und wirtschaftspolitischer Gremien und als Redner besonders auch auf richtungweisenden Jahrestagungen verschiedener Verbände gehalten hat, in zwei mächtigen Bänden zu sammeln, von denen nun der erste vorliegt. Er behandelt, meist aus aktuellen Anlässen heraus, «Grundfragen».

Die ersten zwölf Beiträge behandeln allgemeine «Grundsatzfragen» wie: Christliche Gesellschaftsordnung, die christliche Überwindung des Sicherheitskomplexes, das Wesensbild der christlichen Gesellschaft, das Subsidiaritätsprinzip, Ansatzpunkte, Mittel und Wege zur Verchristlichung der Gesellschaft, Kritik am wirtschaftlichen Liberalismus usw.

Mehrere Aufsätze sind je den Themen: Wirtschaft und Gesellschaft – Mensch und Arbeit – Beruf und Gesellschaft – Grund und Boden – Wohnung und Familie – Einkommen und Kapitalbildung gewidmet. Vier Aufsätze geben sich allein mit dem Eigentumsrecht und seiner Problematik in der industriellen Gesellschaft, sieben mit den Fragen der berufsständischen Ordnung ab.

Allen, die sich um eine christliche Auseinandersetzung in den sozialen Fragen der Gegenwart bemühen, seien die gesammelten Artikel, um deren Ordnung und alphabetische Aufschliessung sich P. Engel ein grosses Verdienst erworben hat, eindringlich empfohlen! Man mag manchmal mit dem Autor nicht übereinstimmen, man mag manches als aus deutschen Verhältnissen heraus geschrieben empfinden – immer wird man mit Gewinn das Buch aus der Hand legen. Dd.

Muthesius Volkmar: Du und der Stahl. Im Deutschen Verlag der Ullstein AG., Berlin, 57.–62. Tausend. 312 Seiten.

Das treffliche Buch ist von einem Journalisten geschrieben, der sich in der Materie gründlich umgesehen hat! Das hat den Vorteil, dass es vor allem die allgemein interessierenden Fragen behandelt, und dies in einem lebhaften, leicht lesbaren und verständlichen, überall das Wesentliche herausgreifenden Stil.

Das Thema ist sehr vielseitig aufgefasst. Es bietet eine Geschichte von Stahl und Eisen, angefangen von den mythischen Zeiten über Pyramidenbau, die Kapitalisten der Alten Welt, Homer und Rom bis in die neueste Gegenwart hinein. Neben den technischen kommen auch die menschlichen Probleme sowohl bei der Produktion wie in der Verwendung zur Sprache: Was wäre die Welt ohne Eisen und Stahl? – Wie es anfang – Mythos und Wirklichkeit – Vom Eisen zum Stahl – Männer, die die Stahlwelt schufen – Von Forschern, Klingenschmiedern und Stahlfabrikanten – Das Zeitalter des Stahls – Die eisernen Pferde – Stahl macht Geschichte.

Zum Lebensgefühl des Menschen in der technisierten Gesellschaft hat keinen Zugang, wer nicht auch etwas vom Stahl und seiner Rolle in der Welt weiss. Dd.

Hartley Eugene L. und Hartley Ruth E.: «Die Grundlagen der Sozialpsychologie.» Rembrandt-Verlag, Berlin 1956. 514 Seiten.

Der stattliche Band der amerikanischen Forscher ist ganz auf die empirische Forschung eingestellt und will möglichst frei von Weltanschauungen oder theoretischen Voraussetzungen einfach das Verhalten der Individuen in der Gemeinschaft, der Gemeinschaft gegenüber und schliesslich der Gemeinschaften selbst im gegenseitigen Verhältnis untersuchen. Trotz des ungeheuren verarbeiteten, weltweiten Materials, das von Japan bis USA und von Alaska bis zu den Feuerinseln reicht, ist eine sehr lesbare und interessante Darstellung daraus geworden. Eine Fülle von bemerkenswerten Beobachtungen wird dargeboten, und dies mit der gelassenen Ruhe von Forschern, die in objektiver Distanz ihrem Gegenstand gegenüberstehen. Eine Menge von Vorurteilen kann auf diese Weise abgebaut werden und eine Fülle höchst wertvoller Gesichtspunkte taucht auf, die den Band zu einer wertvollen und bereichernden Lektüre machen.

Trotzdem darf man über die Grenzen solcher Betrachtungsweise nicht im unklaren sein. Sie vermag nur bis zu einer gewissen Schicht vorzudringen, ohne in die eigentliche Tiefe zu gelangen. Dazu ist Reflexion und

Weltanschauung, Philosophie und Metaphysik notwendig. An diese Grenzen stoßen gerade heute die bedeutendsten Psychologen (und sogar die Naturwissenschaftler und Techniker). Es will uns denn auch scheinen, dass in dem Band trotz der beigebrachten Fülle vielfältigen Materials sowohl die

Rolle der Gefühle, wie jene von Weltanschauung, Ethik und Religion gerade innerhalb der Gemeinschaft zu kurz gekommen sei.

Trotz dieser Einschränkung ein sehr wertvoller und empfehlenswerter Band. Dd.

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

- Merton Thomas:** Keimer ist eine Insel. Betrachtungen. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, 1956. 248 S. Leinen Fr. 11.90.
- Noelle Elisabeth / Erich Peter Neumann:** Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947—1955. Verlag für Demoskopie, Allensbach am Bodensee, 1956. XLII/412 S. Ganzleinen DM 52.—.
- Pfeil Hans:** Ueberwindung des Massenmenschen durch echte Philosophie. Verlag Styria, Graz, 1956. 286 S. Fr. 13.80.
- Pirandello Luigi:** Humoresken und Satiren. Drei Brücken-Verlag, Heidelberg, 1956. 270 S. Leinen DM 12.80, kartoniert DM 9.80.
- Przywara Erich:** Ignatianisch. Vier Studien zum 400. Todestag des heiligen Ignatius von Loyola. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1956. 150 S. Geb. DM 5.80.
- Quellen der Hoffnung:** Gedanken und Gedichte von Eichendorff bis Timmermans. Verlag Leobuchhandlung, St. Gallen, 1956. DM 4.85.
- Retif André:** Les héritiers de Saint François Xavier. «Cahiers Missionnaires» No 2, 1956. Librairie Arthème Fayard, Paris, 1956. 189 S. Brosch. frs. 400.—.
- Riefler Ferdinand:** Verschleppt — Verbannt — Unvergessen. Forum-Verlag, Wien-Frankfurt, 1956. 300 S. Leinen.
- Rigney H. W.:** Vier Jahre in roter Hölle. Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen, 1956. 216 S. Leinen DM 6.80.
- Robinson James M.:** Das Geschichtsverständnis des Markus-Evangeliums. Zwingli-Verlag, Zürich, 1956. 112 S. Kart. Fr. 14.50.
- Satter Heinrich:** Deutschland — ohne Feigenblatt. Ueberraschende Ergebnisse der Meinungsforschung. Verlag Mensch und Arbeit, Bruckmann, München, 1956. 226 Seiten. Leinen DM 9.80.
- Schaper Edzard:** Bürger in Zeit und Ewigkeit. «Rundfunk und Buch», Band 2. Marion von Schröder Verlag, Hamburg, 1956. 96 S., 6 Abbildungen, 1 Faksimile, Leinen DM 6.80.
- Schmidt Hermanus A. P., SJ:** Hebdomada Sancta, Vol. I: Contemporanei Textus Liturgici, Documenta Piana et Bibliographia. Verlag Herder, Roma, Cas. Postale 413, 1956. XX/302 S. Brosch. Lire 1300.—.

- Schmidt Philipp SJ:** Dunkle Mächte. Ein Buch vom Aberglauben einst und jetzt. Verlag Jos. Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1956. 276 S. Leinen DM 9.80.
- Schneider Oda:** Wächter, wie weit die Nacht? 28 kurze Betrachtungen anhand der heiligen Adventliturgie. Seelsorger-Verlag im Verlag Herder, Wien, 1956. 104 S. Kart. sFr. 3.65/DM 3.50.
- Schreiner Lothar:** Johann Georg Hamanns Hauptschriften erklärt. Band 7: Golgatha und Scheblimini. Carl Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, 1956. 176 S. Leinen DM 22.—.
- Simon Boris:** Die Last der Anderen. Abbé Pierres Kampf für die Liebe. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1956. 371 S. Leinen DM 13.80. Kart. DM 9.80.
- Szalay P. Hieronymus:** Wahrheiten über Mitteleuropa. Aaron Marton, Bekennerbischof von Siebenbürgen. Amerikanisch-Ungarischer-Verlag, Köln, 1956. 187 S. Brosch. DM 6.—.
- Wandruszka Adam:** Das Haus Habsburg. Die Geschichte einer europäischen Dynastie. Friedrich Vorwerk-Verlag, Stuttgart, 1956. 228 S. mit 10 Abb. und Stammtafeln. Leinen DM 11.80.
- Wenzel Aloys:** Metaphysik als Weg von den Grenzen der Wissenschaft an die Grenzen der Religion. Verlag Styria, Graz, 1956. 287 S. Leinen Fr. 13.20.
- Wulf Friedrich:** Ignatius von Loyola. Seine geistliche Gestalt und sein Vermächtnis. Echter-Verlag, Würzburg, 1956. Schweiz. Alleinauslieferung: Christiana-Verlag, Zürich 52. 408 S. Leinen Fr. 22.60.

JOSEF ERNST MAYER

«Lebendige Messfeier»

Sinn und Form der Hl. Messe

126 Seiten mit einer katechetischen Tafel über das Messgeschehen, kart. sfr. 4.80

Wenn die Hl. Messe nicht eine Summe unverstandener Zeremonien bleiben soll, muss sie in ihrem Grundgeschehen als Heilstat Christi erschlossen werden. Pfarrer Josef Ernst Mayer, der bekannte Wiener Seelsorger, will in dieser Schrift nichts anderes tun, als das grosse Geheimnis der Messe dem christlichen Volke nahezubringen. Er beginnt seine Arbeit mit der Darlegung der Glaubens- und Formvoraussetzungen, um dann die Hauptteile selbst von der Idee des Opfermahles her in ihrem Sinngefüge aufzuhehlen.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

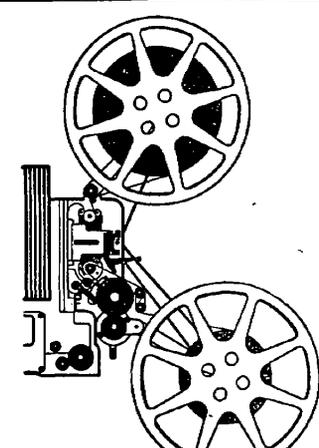
Wir legen dieser Nummer eine portofreie Geschäftsantwortkarte bei mit der freundlichen Bitte, uns Adressen zu vermitteln, an die wir Probenummern der «Orientierung» senden können. Zum voraus besten Dank!

Die Administration.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C.C.P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinsstr. 20, Postcheck. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Siöbbl, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner), Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. 8 3.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Alpenstr. 49
Dübendorf
Tel. (051) 96 69 95

Ducati Kinoprojektor
für 16 mm
Ton- und Stummfilm